lichkeit nicht bestritten werden, dass die Aussenwelt weit reicher ist, als das naturwissenschaftliche Weltbild ahnen lässt, dass es viele Qualitäten geben mag, deren Erkenntnis der naturwissenschaftlichen Erfahrung unzugänglich ist.

Bonn.

Erich Becher.

Becher, Erich. Die Grundfrage der Ethik. Versuch einer Begründung des Prinzips der grössten allgemeinen Glückseligkeitsförderung. Köln, M. Du Mont-Schauberg. (VII u. 217 S.)

Im ersten Kapitel wird dargelegt, wie die geistige Entwicklung der Menschheit eine Antwort auf die Frage fordert: wie sollen wir handeln? Diese Grundfrage der Ethik muss unabhängig von religiöser und philosophischer Metaphysik beantwortet werden. Die metaphysischen Gesamtbilder der Wirklichkeit sind im besten Falle mögliche Hypothesen; wir dürfen nicht einem bestimmten metaphysischen Systeme eine Wahrscheinlichkeit zusprechen, die praktisch als Gewissheit behandelt werden könnte. Auch ist der Zusammenhang zwischen metaphysischen Hypothesen und ethischen Überzeugungen nicht derart, dass die letzteren aus den ersteren logisch folgten. Vielmehr muss vorher feststehen, was als gut und recht zu gelten hat, ehe aus der Metaphysik ethische Konsequenzen ableitbar sind. Die Grundfrage der Ethik erfordert eine unabhängige Untersuchung. Dann ist es eine weitere Aufgabe des Metaphysikers, eine Verbindung der theoretischen Philosophie mit der Ethik zu finden.

Die Antwort auf unsere Grundfrage bildet die Aufgabe der normativen Ethik. Neben dieser bleibt Raum für eine deskriptive und erklärende Moralwissenschaft. Beide Gebiete hängen vielfach zusammen. Zur Beantwortung unseres Grundproblems sind die Begriffe des Handelns und des Sollens zu untersuchen. Um Einseitigkeit zu vermeiden, muss der Begriff des Handelns weit gefasst werden, im Sinne von Willenshandlung, sodass auch die inneren Prozesse der Motivation und des Entschlusses der Untersuchung zugänglich werden. Das Sollen im gewöhnlichsten Sinne ist ein Erlebnis, welches einen befehlenden Willen voraussetzt. Das Sollen, von dem unsere Grundfrage spricht, kann indess nicht restlos auf den Willen der Mitmenschen und ihrer Verbände zurückgeführt werden. Ihm entspricht eine Gesamtheit von befehlenden Tendenzen in uns, das Gewissen. Doch können wir bei der Gewissensethik nicht stehen bleiben. Auch Kants Forderungen weisen über diese hinaus, auf eine Zielethik hin. Diese erscheint nicht als ein Gegenstück der Gewissensethik, sondern als eine Fortbildung, die durch die Analyse des Gewissens sich als notwendig ergibt. Auf der einen Seite drängen die grossen individuellen Unterschiede in der Gewissensentwicklung zur Aufstellung einer entscheidenden Instanz; auf der andern Seite fordern die Unvollkommenheiten und Widersprüche in den eigenen Gewissenstendenzen einen harmonischen Ausgleich durch die Vernunft.

Wir versuchen, die tieferen Gewissenstendenzen zu einem „vornehmsten und grössten Gebot“ zu verbinden. Gewissen und Vernunft fordern nicht, dass wir die Individuen als gleich betrachten; denn diese sind nicht gleich; sie führen aber immer mehr dahin, gleiche Erlebnisse an sich gleich hoch anzuschlagen, mögen sie in uns selbst oder in anderen beseelten Wesen sich finden. Ohne die Inhalte der Freude, Lust und Seligkeit, des Schmerzes, des Leids u. s. w., kurz ohne das Algedonische könnte es uns ganz gleichgültig sein, wie der Strom des äusseren und inneren Geschehens liefe. Dies führt zu dem Gedanken, dass es auf die algedonischen Erlebnisse allein ankomme, dass positive Gefühle schlecht-hin das zu erstrebende, negative das zu bekämpfende seien. In Verbindung mit der Maxime, gleiche Erlebnisse gleich anzuschlagen, ohne Rücksicht auf das erlebende Individuum, kommt man so zur Forderung der allgemeinen Glückseligkeitsförderung, dem (leider!) sogenannten Utilitarismus.

Es ist zu prüfen, ob in der Tat damit unsere tiefste Gewissens-tendenz, überhaupt unser innerstes Wollen gefunden ist. Das lässt sich nur durch eine Untersuchung der Konsequenzen dartun. Zunächst werden zahlreiche Einwände geprüft. Im Interesse der Glückseligkeitsförderung sind feste innere Anlagen vonnöten, die die Tendenz haben, leidmindernd und glückbringend zu wirken. Hierher gehören die Tugenden. Die Gesamtheit würde schlecht dabei fahren, wenn vor jeder Handlung das letzte Ziel ins Auge gefasst würde. Viel sicherer wirken in den meisten Fällen feste Gefühls- und Willensrichtungen, starke Menschenliebe, Pflichtgefühl, Tapferkeit, Besonnenheit, Mässigkeit, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit u. s. w. So hat die Glückseligkeitsethik keine Umwertung aller Werte zu fordern, sondern eine Entwicklung unseres ethischen Bewusstseins in der Richtung zu verlangen, die von der Menschheit eingeschlagen wurde, die im Grossen und Ganzen auch von den Weltreligionen gewiesen wird.

Der Widerstreit zwischen der Betonung des Zieles der Handlungen und der sittlichen Wertung der Gesinnung ist nur ein scheinbarer. Die Gesinnung bedeutet mehr als der einzelne Erfolg, weil sie dauernde, stetige Leistungen allein garantieren kann. So ist es in der Ordnung, wenn sie vor Allem betont und auch dann noch hochgeschätzt wird, wenn die Handlungsfolgen fatale waren. Die Glückseligkeitsethik hat durchaus jene Hochschätzung der Gesinnung zu fordern, jene Massstäbe sittlicher Billigung und Missbilligung zu verlangen, die ihr so oft entgegengehalten wurden.

Zweierlei mag hervorgehoben werden: Die Glückseligkeitsethik steht nicht notwendig im Gegensatz zur Gewissensethik, sondern lässt sich aus dieser entwickeln. Sie lässt sich nur begründen, indem ihre Konsequenzen vor Augen gestellt werden. Dann scheint sie nur die Vereinheitlichung dessen zu sein, was wir im Grunde wollen, wohin besonnene Menschenliebe und Gewissen, das sittliche Bewusstsein überhaupt im ganzen zielen.

Bonn.

Erich Becher.

v. d. Pfordten, Otto, Freih. Vorfragen der Naturphilosophie. Heidelberg, Winter. (145 S.)

Der für den Interessenkreis der Kantstudien wichtigste Teil des vorliegenden Buches ist der darin gemachte Versuch einer naturphilosophischen Erkenntnistheorie. Kant und die Erkenntnistheoretiker nach ihm gehen im Wesentlichen von einer Kritik unseres Erkenntnisvermögens aus, also von der rein subjektiven Seite, während man die Tendenz meiner Arbeit etwa erkenntnispraktisch nennen könnte, weil sie nach den Resultaten des Denkens fragt und von deren Erfolg der Einzelwissenschaften aus urteilen will. Unter den Gebieten der Naturwissenschaft hat bisher nur die Mathematik und theoretische Physik eine solche Anwendung gefunden; sie ergeben nur einen Phänomenalismus (oder philosophischen Idealismus) als Erkenntnis-Standpunkt, weil die Art dieser Wissenschaften durchaus phänomenal ist und nur auf die Beziehungen und Gesetze geht, ohne einen wirklichen Seinsbegriff zu ihren Konstruktionen zu benötigen.

Dagegen zielt die Chemie auf die Dinge und die Veränderungen der Substanz und ist daher in viel höherem Grade geeignet, den Erfolg der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung zu zeigen. Besonders die eingehende Diskussion der chemischen Synthese (S. 15) zeigt, dass der eigentliche Vorgang dabei, die sogen. Reaktion, nicht mehr rein phänomenal erklärt werden kann. Sie findet statt auf Grundlage unserer induktiv gewonnenen Hypothesen und die Natur gehorcht hier unserem Denken, indem das nach jenen Hypothesen erwartete Resultat in zahllosen Fällen wirklich eintritt. Hier erkennen entweder wir eine Aussenwelt bez. etwas von dem wahren Wesen der Dinge — oder die Dinge erkennen uns und erraten unsere Hypothesen. Ein subjektives Bild oder Phänomen kann man einen von uns beabsichtigten, geleiteten und in